

Niederdeutsches Heimatblatt



Nr. 2

Verlag der „Nordwestdeutschen Zeitung“, Bremerhaven-Wesermünde

Februar 1938

Mitteilungsblatt der „Männer vom Morgenstern“

Heimathund an Elb- und Wesermündung, e. V.

Lessings „König von Spanien“

und das Vorbild
niederdeutscher Galthäuser

Vorweg zur Klärung: Es handelt sich nicht um ein neu aufgefundenes Trauerspiel Lessings; er hat keinen „König von Spanien“ geschrieben. Wer in grüner Jugend seine Deutschstunden mit Erfolg besucht hat, erinnert sich, daß Lessing von 1767 bis 1769 in Hamburg um die Begründung eines deutschen Nationaltheaters sich bemüht hat. Um Zuschauer und Schauspieler zu erziehen, besprach er in fortlaufenden Heften kritisch die jeweils aufgeführten Stücke; so entstand die für die Entwicklung des deutschen Theaters ungemein wichtige Hamburgische Dramaturgie. Denn noch langte der Vorrat geeigneter deutscher Trauer- und Lustspiele nicht aus, um das Bedürfnis des Theaters und seiner Gäste zu befriedigen; wie sie in vielen andern kulturellen Dingen auf Europa einwirkten, so beherrschten die Franzosen, die gerade eine Blütezeit ihres Schrifttums erlebt hatten, auch die deutsche Bühne.

Norwegische Heringe

Das gab Lessing, dem kämpferischen Geiste, dem gelehrtesten und belesensten unter unsern Dichtern, Veranlassung, auf die unsern deutschen Empfinden weit näher stehenden Engländer, vor allem auf Shakespeare hinzuweisen. Dagegen griff er schonungslos die französischen Dichter, besonders Voltaire, an und zeigte, wie wesensfremd uns im Grunde ihre in die starren Regeln höfisch-gesellschaftlicher und künstlerischer Uebereinkunft eingeeengten Stücke sind. Sie beriefen sich für diese Regeln auf die alten Griechen, zunächst auf den prüfenden Betrachter griechischer Dichtung, auf Aristoteles. Nun wies Lessing nach, daß die Franzosen die Alten mißverstanden haben, nur eine Grundregel sei in aller Dichtung, ob Schauspiel oder Erzählung, selbstverständlich, die Einheit der Handlung. In einem geschlossenen Wortkunstwerk dreht sich alles um einen großen Gedanken, sonst wird das Werk zerrissen und die Wirkung zerflattert. Das gilt uneingeschränkt ja auch heute noch und bis zum Geschäftsbrief; wer die Bedeutung der Einfuhr norwegischer Heringe erörtert, darf sich dabei nicht in Betrachtungen über die Schönheit nordischer Landschaft verlieren.

Neben diesem wesentlichen Haupterfordernis einheitlicher Handlung erscheinen die beiden andern Einheiten, der Zeit und des Ortes, von denen die Franzosen so viel Wesens machten, als unbedeutend. Zwar kann die Einheit der Zeit, also die Forderung, daß alles Bühnengeschehen innerhalb eines Tages oder während 24 Stun-

den verläuft, die Einheit der Handlung stützen. Denn allerdings ändern sich mit der Zeit Gefühle, Empfindungen, Anschauungen des einzelnen, ja eines Volkes; nach Jahr und Tag kann ich über Dinge, Zustände, Menschen anders denken als vormem. Jede längere Ehe soll den Beweis dafür erbringen können. Darum rafft der Künstler die in Wirklichkeit über einen längeren Zeitraum verstreuten Vorgänge in den Augenblick kurz vor der Lösung der Verwicklung zusammen und flücht, was er zum Verständnis der Vorgeschichte der Handlung, der Personen und

ihrer Art notwendig braucht, gleichsam beiläufig als Bericht in seine Handlung ein, er verdichtet, „dichtet“.

Was in kurzer Zeitspanne sich vollzieht, das kann sich bequemer Weise gut auch an gleichem Ort abspielen; aber es muß nicht. Von der Einheit des Ortes hatte Aristoteles gar nicht geredet; in den Trauerspielen der Alten war diese Einheit bedingt durch die Anwesenheit des Chores, durch eine noch unvollkommene Gestaltung der Bühne, kurz durch zeitliche, räumliche, religiöse, völkische Bindungen ohne allgemeingültige Verbindlichkeit. Wie war Shakespeare, der von einer andern, ja noch weit schlichteren Bühne ausging, mit der Einheit des Ortes umgesprungen; wie wechselte nach seinem Vorbild der Schauplatz bei dem jungen Schiller im Sturm und Drang, wie bei Goethe, der im französischen Strassburg ein glühender Verehrer Shakespeares geworden war, noch in seinem Alterswerk, dem Faust, und über welche Zeitspanne erstreckte sich die Handlung, ohne doch an Einheitlichkeit und Wirkung darum einzubüßen!

Befreier des deutschen Dramas

Im Kampf gegen die verwirrende Willkür älterer Zeit hatte die straffe Zusammenfassung sicher einmal ihre Bedeutung gehabt. Wird nun aber eine Handlung auf eine knappe Zeit, einen einheitlichen Raum beschränkt, so muß uns das freilich einleuchtend gemacht werden, es darf unsrer Kenntnis menschlicher Sinnesart nicht widersprechen, es muß wahrscheinlich sein. Wie hatten die Franzosen unter dem Zwang selbstauferlegter Regeln dagegen gesündigt! In Corneilles Cid, dem Meisterwerk, mit dem die französische Bühne begründet wird, geraten zwei Herren des spanischen Hofes in Streit, weil der ältere von beiden zum Erzieher des Thronfolgers bestellt ist. Der jüngere, der sich für dies Ehrenamt berufener glaubt, läßt sich fortreißen, den alten Herrn zu ohrfeigen. Zu alt, selbst für seine Ehre zu fechten, beauftragt er damit seinen Sohn — aber der liebt die Tochter des Beleidigers. Seelenkampf; die Ehre siegt; im Zweikampf wird der Angreifer getötet. Den Sieger muß die eigene Geliebte beim König verklagen; er erbittet von ihrer Hand den Tod; sie weist ihn aus Entsetzen und Liebe zurück. Den innerlich Gebrochenen ruft da sein Vater zum Kampf auf gegen die Mauren, deren Flotte nächtlich vor der Stadt gelandet ist. Er rettet das Vaterland und wird vom König begnadigt. Nun gelobt die Tochter

An'e Weeg . . .

Mien Jung liggt in de Weeg so fien,
He sloppt so week un sööt,
So schier is he un ok so rien,
He kennt keen Sorg un Nööt'.

He weet noch nich, wat 'n Minschenhart
So mannigmal beswert,
Woans dat Leven Minschen narrt,
Un wat et Minschen leert.

He lacht so sinnig still in'n Droom . . .
Dröömt woll von'n Hampelmann,
Ok woll von'n groten Appelboom
Un von den swarten Mann.

Dor laat ik an de Weeg mi daal
Un kiek em in't Gesicht,
Un dor ward mi up enen Maal
Dat Hart so frie un licht . . .

Mien leve Jung, du steist mi bi,
Du büst noch rien un goot,
Dien Vadder sitt an'e Weeg bi di
Un haalt sik wedder Moot . . .

Fritz Drobe

des Erschlagenen ihre Hand dem, der den immer noch geliebten Mann im Zweikampf überwindet. Auch diesen Gegner besteht der Held; so verspricht ihn der König mit dem Mädchen, dessen Vater er am Vortage getötet hat. Dabei wird die Hochzeit in nächste Aussicht gestellt. Alles in 24 bis 30 Stunden und am selben Ort! Alles groß, edel, heldisch ohne Zweifel, das Werk eines großen Künstlers; und doch: körperlich ist das vielleicht möglich, seelisch nicht. Dagegen wendet sich Lessing; damit wird er zum Befreier des deutschen Dramas.

Und dennoch befolgt Lessing, wenn es ihm gut scheint, eben diese Regeln. Denn nicht die Befolgung der Regel macht zum Genie, das Genie schafft die Regel oder bedient sich der vorhandenen, wenn sie ihm zu seiner Wirkung verhilft. In ganzer Strenge galten sie eigentlich nur für das Trauerspiel; für das mit nicht so schwerer Handlung belastete Lustspiel waren sie weniger verbindlich. Endlich: das uns vorschwebende Lustspiel entstand noch kurz vor der Hamburgischen Dramaturgie.

Sachse oder Preuße?

Als Lessing die „Minna von Barnhelm“ schuf, die heute noch so auf der Bühne lebt und pakt wie vor 170 Jahren, jenes Lustspiel, das Goethe das erste Werk von vollkommenem norddeutschen Nationalgehalt nennt, da griff er mitten in das Leben seiner Zeit und seiner Umgebung hinein. Gerade war der Siebenjährige Krieg beendet, in dem Preußen und Sachsen als Feinde sich begegnet waren; indem er den preussischen Major von Tellheim und das sächsische Edelfräulein, den biedereren preussischen Wachtmeister Werner und die quicklebendige schnippische kleine Sächsin Franziska Willig zu glücklichen Paaren machte, trachtete er, der in Preußen lebende Sachse, die beiden Bruderstämme sinnbildlich zu vereinen. Wurde doch Lessing in Leipzig für einen Erzpreußen und in Berlin für

einen Erzachsen gehalten weil er „keines von beiden war und keines von beiden sein mußte, wenigstens um die Minna zu machen“, um mit Lessing selbst zu reden. Er brachte den großen Preußenkönig zwar nicht auf die Bühne, aber er ließ ihn doch entscheidend in die Handlung eingreifen. Streng beobachtet er die Einheiten der Zeit und des Ortes: alles verläuft binnen 24 Stunden, noch rascher, vom frühen Morgen bis zum Nachmittage — und ganz unauffällig werden wir über die fortschreitende Tageszeit unterrichtet; alles geschieht am gleichen Ort, in des Königs Hauptstadt Berlin, im selben Gasthof „allhier zum Könige von Spanien“ (der, in Wirklichkeit „König von Portugal“, in der Berliner Burgstraße gegenüber dem Schloß an der Spree heute noch liegt und seit Lessings Zeit noch mancherlei literarische Erinnerungen gesammelt hat). Nicht zwar im selben Raum, doch Wand an Wand wechselnd im Zimmer des Fräuleins und im anstoßenden Vorfaal, von dem aus die Treppe ins Untergeschoß hinabführt. Im Vorfaal sitzt Just in einem Winkel und schläft, hier spielen die Auftritte mit dem Wirt, zwischen Major und Wachtmeister, der große Schlüsselauftritt mit dem Grafen Bruchsal, hier wartet das Kammerfräulein auf seinen Wachtmeister, hier ist der Wirt, nachdem er an der Tür des Fräuleins gehorcht hat, von dem aus Minnas Zimmer stürzenden Major beinahe überrascht worden und hat dann den erregten Auftritt belauschen können, wie Tellheim von Minna gefolgt über den Saal eilt und die Treppe hinabflieht, während sie händeringend oben stehenbleibt; nur die Tür braucht sich zu öffnen, und wir sehen im Zimmer des Fräuleins die Damen beim lieben, melancholischen Kaffee sitzen; Franziska kann, während sie Just erwartet, vom Saal durch die Tür noch zu ihrem Fräulein sprechen. Das alles ist nicht nur möglich, sondern unmittelbar einleuchtend; nichts wirkt unwahrscheinlich, künstlich, gequält, alles ist sicher gekonnt.

Es ergab sich für Lessing zwanglos aus der Einrichtung der Gasthöfe seiner Zeit. Wir sind gewohnt, am langen Wirtsflur die einzelnen Zimmer wie Kaninchenställe aufgereiht zu sehen, möglichst mit Doppeltüren, damit ja nicht ein Laut von außen den Bewohner störe. Damals trat der Gast unmittelbar aus seiner Stube in den großen gemeinsamen dielenartigen Vorraum, wo er den andern Gästen begegnen konnte und mußte.

Was soll nun diese literarische Lessingbetrachtung im „Niederdeutschen Heimatblatt“? Wir werden die Einheit auch dieses Ortes wahren und die Einheit der Darstellung darüber nicht aus dem Auge verlieren: nirgends kann man sich das Lessing vorschwebende Bühnenbild, die Vertikalität des „Königs von Spanien“ deutlicher und anschaulicher machen als in einigen alten Gasthöfen in Städtchen und Dörfern unserer Gegend. Der eine oder andere mag inzwischen umgebaut oder in ein Finanzamt umgewandelt sein, verschiedene behalten noch heute treu die alte, uns aus der „Minna“ vertraute Einrichtung. Die Umwandlung in ein Finanzamt trifft auf ein Gasthaus in Lamsfeld zu; Stuhlmachers Gasthof in Jevern, der „Großherzog von Oldenburg“ in Elsfleth gehören hierher und bewahren die ursprüngliche Erscheinung. Wenn der müde Gast da abends nur mit einer Unterhose bewaffnet seine Wanderstiefel vor die Tür stellt, kann es ihm allerdings blühen, in eine fröhliche Tanzgesellschaft zu geraten und dann von Geigenklängen eingelullt zu werden; den Literaturfreund wird es locken, diese altheimischen Gaststätten, von ihren sonstigen Reizen abgesehen, auch einmal aus diesem Gesichtspunkt zu betrachten. Wo so viele aber sich erhalten haben, werden noch mehr sein. Das mag entscheiden, wer neben der leidlichen Ortskenntnis des Verfassers sich einer noch besseren Lokalkenntnis erfreut.

Schröter.

Mädchenklasse liebt sich in der Heimat um

Ein Heimatbuch — gestaltet durch die Gemeinschaftsarbeit einer Untertertia

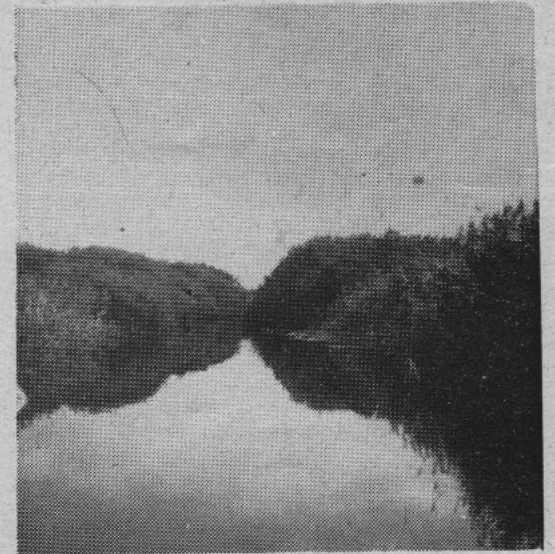
Vorbemerkung der Schriftleitung

Da kommen eines Tages drei frische Mädels in BDM-Jacken in die Schriftleitung, wissen genau, was sie wollen und legen ein Buch auf den Schreibtisch. Das Buch hat einen Leinenband und heißt schlicht „Studienfahrt durch Moor und Heide“. Der Titel und alle folgenden Seiten sind mit der Hand geschrieben, in mühevoller deutlichen Handschriften. Das Buch ist das Ergebnis einer dreieinhalbtagigen Fahrt aufs Land, die im vergangenen Frühjahr ein Klassenleiter der Wesermündler Theodor-Storm-Schule und seine zwölf Untertertiarinnen machten. Wochenlang war im Deutschunterricht Heimatkunde über die Landschaft im Dreieck Hymendorf—Flögeln—Bederkesa getrieben wor-

den. Dann ging es eines Tags zu Rad und mit Rucksäcken nach der Fiedmühlener Jugendherberge, von wo aus das Arbeitsgebiet nach wohlüberlegten Plänen durchstreift wurde. In der Schulstube und am häuslichen Arbeitstisch dauerte die Auswertung der Fahrt lange Wochen. So entstand ordentlich, klar und schön das Zwölf-Mädels-Buch, das so nur werden konnte, weil die Mädels den richtigen geistigen Führer und Anleiter hatten. Inhaltsverzeichnis und Schrifttumsangaben lassen auf den ersten Blick erkennen, daß eine Arbeit vorgelegt wird, die ernsthafter Würdigung wert ist. Wer dann zunächst die Tagesberichte liest, wird mit Erleichterung feststellen, daß hier nicht etwa eine Klasse von Blaustrümpfen großgezogen wird, sondern daß die Mädels bei allen ernstlichen Absichten fröhlich und jung durch die Gegend streiften. Ihre „Sachberichte“ über Erwandertes, Erlebtes und Erarbeitetes mit vielen Photos und mannigfachen Zeichnungen haben erstaunlich viel Material gut verarbeitet, lebendiges Material, erschaut und erfragt an Ort und Stelle. Obwohl die Mädels Gott sei Dank nicht an falscher Bescheidenheit leiden, kennen sie genau die Grenzen ihrer Arbeitsmöglichkeit. Sie wollen keine „Forschung“ mit überwiegend wissenschaftlichem Anspruch, sondern sie schufen sich aus ihren Erinnerungsblättern ein Heimatbuch über ein Stück Moor und Heide unweit unserer Städte, weil ihre Fahrt „in uns die Begeisterung weckte, die Heimat immer noch inniger dadurch zu lieben, daß wir sie auch wirklich kennen“. Wir geben ein paar Proben aus dem reichhaltigen Buch, um Nachbegeisterung zu wecken. H. Bo.

Heide wird urbar gemacht

Frühmorgens rollte ein Ackerwagen mit zwölf lachenden Mädchen und ihrem Lehrer die Chaussee entlang. Außer dem fleißigen Bauern und seinem treuen Pferd konnten wir keine Menschenseele erblicken. Einmal mit dem Ackerwagen in die Heide zu fahren, ist doch wunderschön! Als das Dorf Fiedmühlen hinter uns lag, standen



Abendliche Fahrt auf der Aue.

zu beiden Seiten Wälder, teils vom Gut Leisewitz, teils staatliche. Der Wald bestand meist aus Jungholz, da der alte Wald früher einmal abgebrannt war. Dichter Nebel lag über der Landschaft. Die Kiefern, Tannen und die Heide waren mit silbernen Spinnwebennetzen überzogen. Jetzt wurde rechts eine Hütte sichtbar, neben der Kühe weideten, und links sahen wir eine weite Fläche abgebrannter Heide. Leider war der Genuß, mit dem Ackerwagen zu fahren, bald zu Ende.

Der Heidebauer erzählte uns nun auf dem Felde seiner Arbeit von der Urbarmachung der Heide. Wenn eine Fläche Heide abgebrannt werden soll, wird es erst angemeldet und um einen Brennschein gebeten. Die Bauern helfen sich dabei gegenseitig, indem sie das Feuer umstellen.



Heide wird urbar gemacht.



Schutzhütte unter Heideplaggen.

Nach dem Brennen, durch das der Heidewuchs beseitigt wird, bleibt der Boden erst ein Jahr liegen. Doch in dieser Zeit siedeln sich wieder Pflanzen an, und auch Moose finden ihre Nahrung. Nun wird mit schwerem Pfluge gepflügt. Scholle um Scholle legt sich um. Es sind lange, zusammenhängende, elastische Streifen. Das Wurzelwerk des Heidekrauts ragt daraus hervor. Moorstreifen, die sehr zäh waren, so daß man nicht einmal mit dem Spaten hineinstecken konnte, zogen sich durch das Land. Daher durchschnitt das Eisen des Pfluges nur sehr mühsam den Boden. Man konnte die verschiedenartigen Streifen an der Erdfarbe erkennen. Unter dem Wurzelwerk der Heide liegen oft große Steine, Findlinge aus der Eiszeit. Kleinere werden schon beim Pflügen bloßgelegt. Sie werden mit dem Spaten ausgegraben und beiseite gebracht. Manche müssen zerhauen werden, weil sie so groß und schwer sind, daß der Bauer sie nicht abfahren kann. Neun Fuder davon hatte unser Bauer schon aus dem Heidestück geholt; sie lagen auf dem Hof. Einige verkaufte er, andere gebrauchte er selbst.

Der gepflügte Boden läßt sich aber noch nicht landwirtschaftlich nutzen, da die Erde nicht kalkhaltig ist. Sie muß erst künstlich gedüngt werden. Auf einen Morgen kommen 20 Zentner Kalk, dann zwei Zentner Thomasschlacke, vier Zentner Kainit oder zwei Zentner Kali und anderthalb Zentner Stickstoff. Im Frühjahr wird noch einmal mit zweieinhalb Zentner Stickstoff gedüngt. Dann tellert man den Boden mit einer Teller-egge; dabei wird der Dünger mit eingeschnitten. Nach zwei bis drei Wochen Ruhe wird Roggen gesät. Nun ist der Acker fertig und kann zum erstenmal tragen."

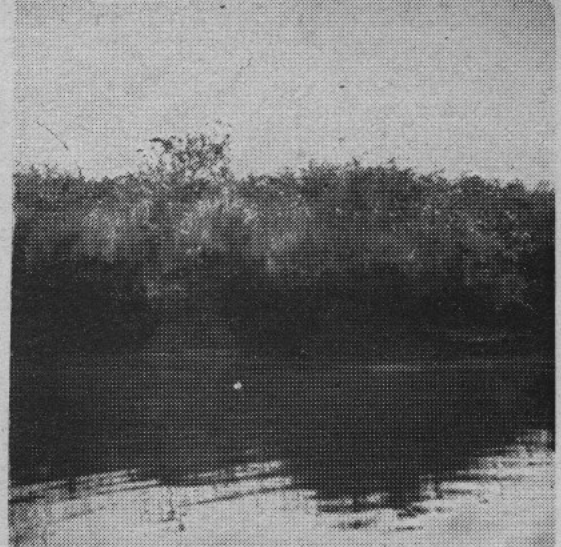
Halemer und Dahlemer See vom Motorboot aus

„... Diese Seen, die wir durchquerten, wandern: sie sind „Wanderseen“. An der Ostseite bröckeln große Landstücke ab, und an der Westseite hauptsächlich wird wieder Land angeschwemmt: der See „verlandet“ dort. Dieser Vorgang sollte uns vor allen Dingen klargemacht werden. Oft durchkreuzten wir das Schilf und die Binsen, die bis zu zwei Meter lang und fingerdick waren. Als wir weiter auf den See hinauskamen, war's wundervoll. Das Wasser war spiegelglatt wie eine große Tafel, die durch unser Boot zer schnitten wurde. Die Sonne leuchtete wie ein breiter Streifen über die kleinen Kräuseln, die der leichte Wind, der aufgekommene war, hervorbrachte. Oft fanden wir ein Steilufer vor, das durch den Gegendruck des Wassers stark zerstört war. An einigen Stellen war es sehr zerklüftet, und im Ufer hatten sich Höhlen von einer solchen Tiefe gebildet, daß man mit einem kleinen Boot bequem hätte hineinfahren können. Große Säulen waren mitunter durch Auswaschung entstanden, und wir meinten wohl, wir wären in eine Märchengrotte geraten. Auf der oberen Humusschicht wuchs eine üppige Pflanzendecke. Da sahen wir Beent oder Pfeifengras. Geschmeidig legte sich das Heidekraut an der dunkelbraunen Moorbewand hinunter ins Wasser. Nur die verfilzte Wurzelschicht hielt es noch. Die Erde darunter

war schon im Anstürmen des Westwindes durch das Wasser des Moorsees ausgespült ..."

Abendstimmung im Dorf

„... Dämmerung liegt über der Natur. Wir wollen noch einen kleinen Spaziergang durch das Dorf machen. Am Anfang des Dorfes führt eine Brücke über einen Bach. Dorthin führt zuerst unser Weg. Überall nächtliche Stille. Es ist schon dunkler geworden. Kein Laut dringt an unser Ohr. Schon längst hockt das Vöglein im warmen Schlupfwinkel. Die kleine Kehrle hat ihr Tageswerk beendet. Kein Frosch läßt sein Quak-quak mehr hören, auch er hat im schlammigen Boden sein weiches Bettchen aufgesucht. Leise rieselt das Bächlein. Lautlos schlängelt es sich durch die Wiesen dahin. Früher, vor vielen Jahren, war um den Bach herum ein großer Teich, und der Bach, der daraus hervorfloß, war so mächtig, daß er drüben an der Straße eine Mühle trieb. Doch heute ist der Teich verlandet. Schlamm, Tierreste und verwesene Pflanzen haben grüne Wiesen daraus gebildet. Ein winziges Gewässerchen ist nur noch übriggeblieben. Langsam steigt der Nebel aus den Wiesen empor, bis er mit einem dichten Schleier viele Bäume und Sträucher einhüllt. Vielleicht kann man, wenn man sich der Natur ganz hingibt, hören, wie sie von vergangenen Zeiten erzählt. Es war einmal! Die knorrigen Eichen wiegen ihre Wipfel, auch sie flüstern von vergessenem Leben. An der einen Seite des Bächleins plätscherte das Wasser über Geröll hinweg. Unheimlich hörte es sich an. Im Wasser spiegelte sich das Sternbild vom Himmelszelt: kleine Leuchtpunkte auf dem dunklen Dom. Arm in Arm schritten wir nach dem anderen Ende des



Bilder (4): Dr. E. Rühl, Wefermünde-See
Abbruchskante des Dahlemer Moorsees.

Dorfes. Hier und dort lugte nur noch ein neugieriger Lichtschein zum Fenster hinaus. Der Nebelmann hatte alle Bauernhäuser mit zartem, dichten Hauch umhüllt. In der unheimlich dunklen Natur kamen und gingen Gestalten, schwebten hier und dort und verankerten plötzlich. Dort hinten erhob sich schwarz und schweigend der Tannenwald ..."

Warum „Hummel, Hummel“?

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts lebte im Hofe der großen Drehbahn in Hamburg ein alter pensionierter Stadtfeldat, namens Hummel. Sein steifer Gang und sein vergnüglicher Name reizten die Hamburger Jugend so, daß sie hinter ihm herlief und seinen Namen nannte. Dem alten Manne waren in seinem Leben so wenig äußere Ehren zuteil geworden, daß er diese Ovationen mit stillem Schmunkeln hinnahm. Zwischen ihm und der Jugend hat es ernste Reibereien nie gegeben. Nun wohnte auf demselben Hofe auch ein armer Mensch, der hieß Wilhelm Lenz. Er hatte einst bessere Tage in seinem Leben gesehen. Man sagte, er sei durch eine unglückliche Liebe trübsinnig geworden. Genug, er verdiente seinen Unterhalt damit, daß er für die Hamburger Hausfrauen das Wasser aus dem öffentlichen Brunnen heranschleppte. Jede „Tracht“ kostete einen Dreiling. Nach dem Tode von Hummel übertrug die Stadtjugend ihre Vorliebe auf unsern Wilhelm, der jedoch weit weniger als der gute Hummel an diesen Anzapfungen Gefallen fand. Wenn die Kinder hinter ihm herzogen und „Hummel, Hummel!“ riefen, dann drehte er den Kopf, zeigte ein furchtbar grimmiges Gesicht und schrie ein Wort, das wir hier aus Rücksicht auf die Hamburger verschweigen wollen, um nicht als Verräter des Hamburger Feldgeschreies dazustehen. Die Obrigkeit versuchte Wilhelm zu schützen und nahm ihn im Werk- und Armenhaus auf; aber er entwich und kehrte zu seiner ihm lieb gewordenen Arbeit zurück und damit auf den Kampfplatz mit der Jugend. Am 5. März 1854 ist er gestorben. Der Hamburger Kampfruf aber ist das Erkennungszeichen aller Hamburger auf allen Straßen und Meeren geworden. Und das „H H“ am Schild der Autos wird sich der Hamburger als „Hummel, Hummel“ deuten lassen müssen, solange es Hamburger gibt und einen — Volksschalk!

Dom Kirchturmbau St. Wilhadi in Stade

Vor einiger Zeit ist im „Niederdeutschen Heimatblatt“ nach der Erbauung des Wilhadi-Kirchturms in Stade gefragt worden. Damals war insbesondere die Frage nach dem Baumeister gestellt worden, die u. W. auch inzwischen nicht beantwortet wurde. Sicher wird erst die gründliche

Aufarbeitung der Stader Archivalien Klarheit bringen.

Inzwischen fand sich im Stader Stadtarchiv ein Buch an, das auf den ersten Blick für ein Rechnungsbuch über den St. Wilhadi-Kirchbau gehalten werden konnte. Das Buch ist 1667 angelegt worden. Damals war nach dem großen Stader Stadtbrand (1659) der Wiederaufbau der Kirche so weit vollendet, daß der wiederhergestellte Turm eine Spitze erhalten konnte. Für ihren Bau haben die Juraten der Kirche am 12. Januar 1667 um freiwillige Spenden unter gleichzeitiger Anlegung des Spendenbuches gebeten. So enthält unsere Quelle keine Rechnungen über den Kirchturmbau der Stader St. Wilhadi-Kirche, sondern eine Liste über die eingegangenen freiwilligen Beiträge zum Bau des Kirchturms. Da die eigenhändigen Unterschriften fast aller Spender in dem Buch sich finden, wird diese Archivalie aus dem Stader Stadtarchiv auch zu einer wichtigen familiengeschichtlichen Quelle. Neben zahlreichen gebefreudigen Stader Bürgern sind unter den Spendern auch Leute von hohem Rang und Würden vertreten, so die Grafen Carl Gustav Brangel und Curt Christoff Königsmarck. Das Büchlein ist jedenfalls mit seinen Eintragungen ein Beitrag zur Baugeschichte von St. Wilhadi, die gänzlich aufzuhellen es hoffentlich bald gelingt.

Dr. G r a n z i n, Stade.

Urbedeutung von „Kirchspiel“

Von einem Mitarbeiter erhalten wir zu unseren Ausführungen über dieses Thema in der Novembernummer 1937 unseres Heimatblattes die folgenden Zeilen:

Zugrunde liegt spel (got. spill, altsäch. spell, engl. spell) = Rede, Erzählung, das sich erhalten im niederdeutschen Kerkspel, Kerspel, Kartspel, Karpspel(e), Kapsel und im englischen gospel, altengl. godspell, ursprünglich guotspel = gute Botschaft, Evangelium (griech. eu-angelion). Durch volkstümliche Anlehnung an althochdeutsches spil = Spiel, Zeitvertreib entsteht hochdeutsch Kirchspiel (vgl. Beispiel = bispiel, „Beiredede, Gleichnis“ und Wiederpiel = „Gegenrede“). Das Wort bezeichnet also das Gebiet, den Bezirk einer Kirche, nämlich soweit das Wort von ihrer Kanzel gilt für die zum Kirchspiel Gehörenden, die Kirchspielleute.

Prof. G o e b e l, Göttingen.

Perlenfischerei in der Lüneburger Heide

Urkunden des 17. Jahrhunderts beweisen, daß in einzelnen Gauen Niedersachsens Perlen gefischt worden sind. Es handelt sich dabei um die sogenannte Flußperlmuschel, die klares, schnellfließendes und kalkarmes Wasser benötigt. Die echte Perlmuschel (*Margaritana margaritifera* L.) kommt in der Gerbau, Bornau, Wipperau, Siederau und Lachte der Lüneburger Heide vor. Besonders häufig war sie im Amte Moisburg in einem Bache nahe von Hollenstedt, hart an der Grenze des Stader Bezirks. Die hier gefundenen Perlen hatten eine bläulich-weiße Farbe mit einem strahlenden Glanz. Ihre Größe entsprach der Größe eines Hasenschrotkorns. Wie sehr sich die Perlenfischerei lohnte, beweist die Tatsache, daß ein

braunschweigischer Herzog sogar beeidigte Fischer anstellte, denen ein Inspektor zur Seite stand. Der Kenner sieht es der Muschel meist schon von außen an, ob eine Perle darin enthalten ist. Der Fang mußte in den Monaten Mai–August vorgenommen werden. Dann folgte die Laichzeit. Nichtsichtsloser Raubbau nahm darauf keinerlei Bezug. Ob es möglich ist, die Zucht der Muscheln wieder zu fördern und eine lohnende Perlenfischerei wieder einzuführen, kann nur durch planvolle Versuche festgestellt werden. Uebrigens fand man auch in Sachsen in vergangenen Tagen schöne Perlen in der weißen Elster, und Sachsens Königinnen trugen in ihrem Schmuck deutsche Perlen von prächtiger Schönheit. C.

stirbt im Kindbett vor Entfrachtung und Auszehrung nach ihrem jahrelangen opferreichen Kampf. Ein tüchtiges und tapferes Menschenkind nennt der Arzt sie. Eine Fülle von Bauerngestalten lebt in dem Roman. Da ist Tyge Bohnen mit seiner steifnackigen Rechtschaffenheit, da ist der alte Heideschäfer mit seinem Gram über alles Verlorene seiner Vergangenheit, da ist Elise Suhr, das unbemannt geliebene, dafür aber zänkisch und häßlich gewordene schönste Mädchen von ehemals, da ist Hein Karf, der „Bonapart von Klenbed“, der ein Halsabschneider war und sich selber aufhing, und viele andere. Solide Bauerngedanken, goldene Bauernweisheiten, saure Bauernarbeit und harter Bauernstolz machen das Buch wertvoll über die Jahrzehnte hinweg.

Heinz Bockhacker.

„Tiede Pedes“

Ein Buch von der Wurster Fahrenjungfrau

Ein Mitarbeiter unseres „Heimatblattes“, der Morgensterner Wilhelm Ernst Asbed, schrieb eine Erzählung „Tiede Pedes“, die Fahrenjungfrau vom Lande Wursten“, die nun im Ernst Gerdes Verlag, Berlin, im Umfange von 88 Seiten zum Preise von 1,80 Mark herauskommt. Sie setzt ein mit dem Weihnachtsabend 1499, an dem die Kirchenglocken im Lande Wursten Sturm läuteten, weil die Schwarze Garde des Lauenburger Herzogs in Lehe eingefallen war. „Baar di Gard, de Buur de kummt“ hallt über den Zusammenstoßen der erbitterten Bauern mit den Landsknechtsheeren durch die Luft. Asbed skizziert jene kriegerischen Jahre mit farbiger Lebendigkeit. Er schildert das Heranwachsen der Wurster „Jungfrau von Orleans“, schildert die Gemeinsamkeit des Widerstandes der Wurster und der Rüstringer Friesen auf den beiden Weiserufern, schildert Haß und Freiheitsliebe, Raubgier und Herrschsucht, Mordlust und Blinderungsgelüft, Verrat und Treue mit einer gewissen dichterischen Freiheit zwar, aber im Dienst an der Historie. Das Buch endet mit der Weihnachtsschlacht des Jahres 1517 an der Bremer Schanze, in der Tiede Pedes unter ihrem Banner fiel. Das Buch gehört in die Hände unserer Jugend.

Heinz Bockhacker.

„Maren“ / Jubiläumsausgabe der Fehrs-Gilde

Vor 100 Jahren, am 10. April 1838, wurde Johann Hinrich Fehrs geboren, der Mann, der den ersten niederländischen plattdeutschen Dorfroman schrieb: „Maren“. Der aus Freunden der Fehrschen Dichtungen bestehende Verein von Niederdeutschen e. V. „Die Fehrs-Gilde“ gibt aus diesem Anlaß eine Hundertjahrsausgabe von Fehrs bekanntestem Werk heraus, die jedem Niederdeutschen gefallen muß. Der in rotes Leinen gebundene stattliche Band von 489 Seiten erscheint in Otto Meißners Verlag, Hamburg, und kostet 5,80 Mark. Der schleswig-holsteinische Bauernsohn Professor Wilhelm Petersen hat für das Buch seines Landsmannes 60 Strichzeichnungen voller Heimatliebe, Grazie und Humor beigezeichnet. Der Text hält sich genau an den vom Dichter festgelegten Wortlaut, berüchtigt jedoch die neue Rechtschreibung von Dr. Saß. Der Roman schildert die Zeit von 1848 bis 1851, in der in Schleswig-Holstein Krieg gegen Dänemark war. Er ist aber keine Kriegserzählung, sondern

eine Dorferzählung und schildert eigentlich das Schicksal einer Bauernfrau in den besten Jahren. Maren – Tante Maren läßt sie sich nur ungern nennen – jagt ihrer jungen Nichte Maria den Bräutigam ab und leistet ihr jede kupplerische Unterstützung, um sie mit dem jungen Leutnant von Sterlau zusammenzubringen. Teils aus Mitleid mit dem jungen Ding, teils aus erzieherischen Absichten gegenüber dem alten Geizkragen von Bräutigam, teils aus Vitalität, und zur Hauptsache aus Familienstolz: sie möchte nämlich mit Unterstützung des Geiztragens, den nun sie selber heiratet, den Hof ihres Bruders wieder in die Höhe bringen. Die Schrulligkeiten ihres Mannes und die Quertreibereien des Dorfes machen ihr das Leben schwer. Trotzdem gelingt es ihr, all das Böse, das früher vom Hof ihres Mannes aus dem Dorf und seinen Bewohnern zugefügt worden ist, wieder gutzumachen. Aber gleichzeitig mit der verlorenen Schlacht gegen die Dänen verliert auch Maren ihre Schlacht: sie

Lebendige Heimatarbeit

Mitteilungen und Hinweise aus dem Arbeitsgebiet und seiner Umgebung

Der Gehöft in Speckenbüttel

erhielt im Laufe des Winters nach der Westseite eine etwa 55 bis 60 Meter lange Feldsteinmauer. Damit ist das Gehöft nun auch nach dieser Seite hin fest abgeschlossen. Durch Befestigung des Hainbuchenbuschwerks ist sie dem Auge des Beschauers gut sichtbar gemacht. Die großen Blöcke sind durch eine Packung kleiner Steine fest verlagert und in Sand eingebettet. Darüber ist dann wieder eine Schicht Bauerde gebreitet. Unsere Hof-, Feld- und Garteneinfriedigungen zählen – nach Professor Schwindrazheim – zu den ältesten „Volkskunstzeugnissen“. Im Gebiet der Bezirke Stade und Lüneburg hat man diese Feldsteineinfassungen besonders häufig. Leider sind nicht selten auch Steine aus Hünenbetten darunter. In holzreichen Gegenden findet man meist den „Stoßbaum“ oder auch die sogenannten „Kleefen“, d. i. senkrecht in die Erde geschlagene Pfähle, die mit Buschwerk durchflochten sind. In der Marsch bilden die breiten Wassergräben und in Holstein die „Knicks“, d. i. Erdwälle mit Hasel, Weißdorn oder Hainbuche bepflanzt, die Begrenzung der Ackerstücke und Weiden. Die Entwicklung der „Höchstform“ solcher Zäune aber blieb dem 19. Jahrhundert vorbehalten; der Drahtzaun, der in dem Stachelbraut seine unerwünschte „Krönung“ erhielt.

Die storchreichsten Gemeinden unseres Gebiets

liegen nach Feststellungen in den Jahren 1907, 1927 und 1934 zur Hauptsache an der Niedereibe (Hadeln, Rehdingen und Altes Land), Freiburg, Bütsfleth, Lüdingworth, Neuenfelde, Krummendiek, Drockterfen, Oberndorf, Oederquart, Assel, Hollern und Jork marschieren bei weitem an der Spitze. An der Weser hält Altwörden den Preis. Im Kreise Wesermünde stehen Dorum, Cappel, Sandstedt und Marschfeld an der Spitze. Im ganzen wurden in 57 Gemeinden 143 Nistgelegenheiten gezählt, davon 38 künstlich

geschaffene. Auf Weichdach standen 135 Nester, auf Hartdach 3, auf Bäumen 4 und eins auf einem Strohschober. Die storchreichste Gemeinde im weiten Umkreis ist ohne Frage Balje in Rehdingen. Dort gab es 36 Horste (außerdem fünf unbenutzte Nistgelegenheiten). In diesem einen Dorfe wurden im Jahre 1934 nicht weniger als 87 Jungstörche großgezogen. Im Stadtkreis Wesermünde-Lehe dagegen gab es im letzten Jahre zum ersten Male – soweit alte Leute zu denken vermögen – keinen einzigen Jungstorch.

Das Niedersächsische Jahrbuch (1938),

das im Auftrage des „Vereins für Niedersächsisches Volkstum“ von D. Steilen herausgegeben wird, enthält in diesem Jahre Aufsätze von J. J. Cordes, Wesermünde, R. A. Schroeder, Dr. Grohne, dem Direktor des Jockemusums, Professor Vonke, Dr. Brüser, dem Direktor des Bremischen Staatsarchivs, A. Seifert und H. Schelker. Die Mitarbeiter behandeln biographische, volkstumliche, geschichtliche und sprachkundliche Themen. Das etwa 48 Seiten starke Heft ist das 19. Bändchen dieser Folge, die – nur unterbrochen durch die Kriegsjahre – seit 1911 erscheinen.

Erneuerungsarbeiten am Bardowieksee Dom

Der im Jahre 1189 durch Heinrich den Löwen zerstörte Dom wurde einer gründlichen Erneuerung unterzogen. Stehengeblieben waren nur die beiden Westtürme und die dazwischenliegende Vorhalle mit dem schönen, eigenartigen Portal. Man entfernte den roten Ueberstrich und legte die alte Backsteingotik wieder frei. An der Stelle der jetzigen Hallenkirche mit ihren drei gleich hohen Schiffen im gotischen Stil stand ehemals eine romanische Kirche, eine dreischiffige Basilika. Sie war aus Gipsquadern vom Schilfklein in Lüneburg erbaut. Ein alter romanischer Teil, der bisher durch den Unterbau der Orgel verdeckt war, wurde bei den Umbauten wieder freigelegt.

Das neue Jahrbuch der MuM.

Ein stattlicher Band (Jahrbuch 28, Vereinsjahr 1936/37) von 166 Seiten. Er bringt Aufsätze, Buchbesprechungen und kleine Mitteilungen. In Aufsätzen werden geboten: Segelflügen, die Befestigung der Herzogtümer Bremen und Verden im Siebenjährigen Kriege, J. J. Cordes, Vom topographischen Volkshumor zwischen Elb- und Wesermündung, Dr. V. Lehe, Land Wursten vor 700 Jahren (Urkunde von 1238), Professor Dr. E. Ruether, Hadeln und Wursten während der Freiheitskämpfe der Wurster, Amtsgerichtsrat Wiebalk, Altes und Neues von dem Wurster Seutenkapitän Hans Abel, Dr. Hey, Johann Georg Repsold, ein Rektor in Dorum, Wiebalk, Von Gold- und Silberschmuck im Land Wursten. Historische Abhandlungen wechseln mit biographischen Feststellungen und mit Arbeiten aus den Gebieten der geistigen und sachlichen Volkskultur. Die Morgensterner Dr. von Lehe, Ruether, Cordes, Schröter und Hey besprechen ferner eine Reihe von Neuerscheinungen aus der heimatischen Geschichte und Literatur. Unter den kleinen Mitteilungen ist auch ein Bericht unseres Morgensternmuseumsleiters, Dr. Vinke, über Neuwerbungen im Jahre 1936/37. Besonders wertvoll ist das im Anhang abgedruckte Inhaltsverzeichnis der Jahrbücher der Männer vom Morgenstern 1 bis 28. Der Herausgeber der Jahrbücher, Archivrat Dr. E. von Lehe, hat hier mit großem Geschick und mit Sachkenntnis die in den bisher erschienenen Hefen veröffentlichten Beiträge nach Sachgruppen geordnet und dann auch ein Verzeichnis der Verfasser beigelegt. Durch diese Aufstellung wird eine leichte und schnelle Auswertung des Materials ermöglicht. Das Verzeichnis kann auch allein von der Geschäftsstelle für 50 Pfennig bezogen werden. Das neue Jahrbuch ist auch in seiner äußeren Gewandung recht ansprechend. Der Entwurf zur Vorderseite des Umschlages stammt von B. Kunze, Wesermünde.

J. J. Cordes.

Verantwortlich: Heinz Bockhacker, Bremerhaven